

Fünf Jahre später: Was haben wir geschafft? Eine afghanische Familie erzählt



Familie Moradi fünf Jahre danach. 2015 kam die afghanische Familie Moradi ins Flüchtlingsaufnahmelager nach Hildesheim. Was ist aus den Mitgliedern der Familie geworden? Ein Blick darauf, ob Integration funktioniert oder scheitert.

FOTO: WERNER KAISER

IN ZAHLEN

50

Prozent der erwerbsfähigen Flüchtlinge in Deutschland gehen mittlerweile einer sozialversicherungspflichtigen Beschäftigung nach. Das gilt auch für Hildesheim, bestätigt Walter Prigge, Pressesprecher der Jobagentur. Vor der Coronakrise waren es im Arbeitsamtsbezirk Hildesheim 3930 Personen.

3308

Flüchtlinge und Schutzberechtigte leben in Hildesheim (Stand Juni 2020). Die meisten kommen aus Syrien (1681) und dem Irak (1387), 431 kommen aus Afghanistan. Insgesamt sind 336 aller Betroffenen sind ausreisepflichtig. Die Mehrzahl lebt in der Stadt Hildesheim.

393

von insgesamt 711 Haushalten sind in Hildesheim dezentral untergebracht. Die anderen meist in kleineren Unterkünften. 179 leben in der Senkingstraße, davon haben 55 eine Aufenthaltserlaubnis und können sich eine eigene Wohnung mieten. Doch Wohnraum fehlt immer noch.

Es gibt viele Statistiken zum Thema Flüchtlinge. Das Beispiel der Familie Moradi zeigt, was sich dahinter verbirgt: Hürden, Hilfen und Hoffnung.

Von Norbert Mierzowsky

Taliban töten vier Zivilisten in der afghanischen Provinz Parwan, meldet die Nachrichtenagentur Reuters am 27. August 2020. Eine von vielen Nachrichten, die die Familie Moradi fast täglich aus ihrer alten Heimat lesen kann. Die Familie hat sich in der Wohnung von Abdulsabour und Leila Moradi in Drispensdte versammelt. Das Paar ist diesen Samstag mit ihrem alleinerziehenden Sohn Quaissur und dessen beiden Töchtern nach Berlin aufgebrochen. Dort holen sie am Montag in der afghanischen Botschaft ihre Pässe ab. Fünf Jahre, nachdem sie aus ihrer Heimat geflohen sind.

„Endlich“, sagt der 53-jährige Abdulsabour Moradi. Er sitzt inmitten seiner Leute auf einem Sofa, über ihnen hängt ein Landschaftsgemälde: deutscher Wald.

Zwei Familien, elf Personen zählten sie, als sie im Oktober 2015 in Hildesheim ankamen. Die Flucht hat drei Monate gedauert. Ihre erste Unterkunft war das Aufnahmelager in der Mackensenkaserne. Vier Doppelbetten in einem Raum, davor ein Teppich, dazwischen Koffer, ein Fahrrad, die Schuhe draußen im Flur vor der Tür.

Inzwischen entsteht dort das Neubaugebiet Ostend. Mittlerweile nennen die Familie Moradi und die Familie des Schwiegersohns Nakib Fissi Hildesheim ihre Heimat. Auch die eigentlich dritte Familie: Der älteste Sohn Quaissur ist mit seiner Frau Elnas und ihrer damals einjährigen Tochter Mojda ebenfalls mitgekommen. Inzwischen hat er noch eine heute dreijährige Tochter na-

mens Mona – und ist alleinerziehender Vater. Die Frau hat sich getrennt. Keiner weiß, wo sie wohnt.

Nun also Hildesheim. Angela Merkel hatte 2015 einen Satz gesagt, den sie nie wieder losgeworden ist: „Wir schaffen das.“ Die Geschichte der drei Familien erzählt auch davon, welche Hürden sie nehmen mussten, wer ihnen geholfen hat – und vor allem, was sie selbst dazu beigetragen haben.

Ein Ergebnis steht dabei vom ersten Tag an fest: „Ein Leben ohne Krieg“, sagt Leila Moradi. Kontakt nach Afghanistan haben sie nur noch mit Behörden dort, weil sie jahrelang versucht haben, einen Ersatz für ihre verlorenen Ausweise zu bekommen.

Abdulsabour Moradi (53) ist ursprünglich Instrumentenbauer, er hat ein Jahr im Roemer- und Pelizaeus-Museum für das Center for World Music eine Beschäftigung gehabt. Nach einem Unfall wurde der Vertrag nicht verlängert, er ist derzeit arbeitslos und sucht eine neue Tätigkeit mit Hilfe des Jobcenters.

Seine Frau Leila ist 52 Jahre alt, sie hat einen Job als Putzkraft im RPM. Bei den Deutschkursen haben beide erst das einfache A1-Niveau erreicht. Corona hat das Kurslernen erschwert, erzählt sie. Deutsch versteht sie eigentlich schon sehr gut, aber als Putzhilfe hat sie zu wenig Gelegenheit, die Sprache anzuwenden. Sie kann sich jedenfalls vorstellen, noch mal eine Berufsausbildung zu machen.

Ihr Sohn Quaissur (33) wohnt mit seinen Töchtern eine Etage tiefer, als Alleinerziehender lebt er derzeit von

der Grundsicherung. Mojda (6) kommt erst nächstes Jahr in die Schule. Vor zwei Jahren ist das Jugendumd dem Verdacht auf häusliche Gewalt seitens der Mutter nachgegangen. Mojda weigert sich immer noch, ihre Mutter bei den Kontakten einmal pro Monat zu sehen. Die dreijährige Mona ist seit kurzem im Kindergarten. Damit bekommt der Vater Luft, sich nach Arbeit umzusehen.

Der nächstältere Sohn ist Mansour (27). Er hat mit Sprachen kein Problem, er kann Englisch, hat sich schon 2015 auf eigene Faust Deutsch beigebracht. Er arbeitet bei Coca Cola, verdient sein eigenes Geld, wohnt aber noch bei den Eltern.

Ainullah (21) und sein Bruder Omid (19) sind in Hildesheim zunächst auf eine Hauptschule geschickt worden. Weil eine befreundete Familie sich für sie eingesetzt hat, konnten beide bereits 2016 auf die RBG wechseln, wo der Ältere mit einem derzeitigen Notenschnitt von 1,3 aufs Abitur zusteuert. Er will Medizin studieren. Lernen ist für ihn kein Thema. In vielen Fächern hat er seine Mitschüler schon früh überflügelt. Die beiden Brüder spielen beim SV Emmerke 1909 Fußball, beide haben eine C-Lizenz als Trainer von Jugendmannschaften. Ainullah betreibt zusätzlich eine Mannschaft beim MTV in Hildesheim. Sie haben ein sehr gutes Verhältnis zum Trainer Rik Buschmann in Emmerke. Der kennt die Familie seit Oktober 2015. Er war Sozialarbeiter im Flüchtlingsheim auf dem Mackensengelände.

Omid ist ebenfalls gut in der Schu-

le, ist nach der zehnten Klasse zur Werner-von-Siemens-Schule gewechselt. Erst wollte er studieren, doch als sich die Firma Aptiv Service in der Schule vorgestellt hat, bewarb er sich dort um eine Ausbildungsstelle als Elektriker für Kommunikationssysteme. Er wurde sofort genommen. Die Ausbildung ist in Bad Salzdetfurth. Er fährt täglich zur Arbeit mit dem Zug, für die kurzen Strecken zur Wohnung und zur Arbeit hat er sich einen E-Scooter gekauft. E-Technik eben, sagt er und lacht.

Zur Familie gehört auch die 27-jährige Maryam. Sie hatte in Afghanistan mit Nakib Fissi eine Familie gegründet. Er war Fliesenleger, arbeitet bei Coca Cola. Seine Vorgesetzte fördert ihn täglich eine Stunde nach der Arbeit, geht Aufgaben durch. Fissi ist bereits sein Stellvertreter, macht er seine Sache gut, wird er Schichtleiter. Seine Frau hat einen Minijob bei Asyle. V. und macht derzeit den Führerschein und die B2-Prüfung in Deutsch. Sie ist ambitioniert wie ihr Mann und setzt auf eine Ausbildung. Derzeit betreut sie noch die beiden Kinder. Neda (8) ist jetzt in der dritten Klasse. Was sie am liebsten macht? „Lernen“, sagt sie. Achja und Schwimmen (Bronzeabzeichen) und Tanzen. Ebenso wie bei allen anderen Kindern der Familie ist die deutsche Sprache kein Problem. Ohne zu zögern kann sie zwischen Deutsch und Muttersprache hin- und herwechseln. Nima ist erst drei, er hat einen Kita-Platz, aber auch Bronchitis. In der Coronaphase möchte sie ihr Kind lieber zuhause behalten, sagt die Mutter.

Was hat diese Familie am Ende also geschafft? Vor allem am Anfang war Hilfe nötig, sonst wären Omid und Ainullah vielleicht nicht so weit gekommen. Kinder lernen Sprache automatisch. Das leisten Kitas, Schule und auch Sportvereine. Den Eltern helfen Sprachkurse erst dann, wenn sie mit Aufgaben oder einer Ausbildung verbunden sind. Das sieht man gut bei Familie Fissi. Bei vielen wie Quaissur, aber vor allem Leila und Abdulsabour Moradi ist noch viel Luft nach oben. Der junge Mann ist auf sich allein gestellt als Alleinerziehender, hat viel Potenzial. Das Elternpaar Moradi ist mit Anfang 50 noch jung genug, um auf dem Arbeitsmarkt einen Platz zu finden. Das wird vor allem für die wichtig, wenn die Kinder aus dem Haus sein werden. Die Frage ist, ob sie das alleine schaffen können.



„Migrationspolitik braucht einen langen Atem.“

Malte Spitzer
Sozialdezernent der Stadt Hildesheim

ZUM THEMA

Sprachkurse und -niveaus

Allein 3115 Teilnehmer hat es in den Jahren seit 2015 in Sprachkursen in Hildesheim gegeben. Hinzu kommen ehrenamtliche Angebote. Bei den Sprachniveaus geht es zunächst um alltägliche Wörter und Sätze (A1) und einfache Dialoge (A2). B1 befähigt zum Verstehen von Gesprächen zu komplexen Themen und gilt als Voraussetzung für den Berufseinstieg. Mit dem B2-Niveau versteht man anspruchsvolle Sachverhalte. Diese Voraussetzung fordert zum Beispiel Hochschulen. Mit C1 und C2 kann das Sprachniveau noch weiter gesteigert werden.

Malte Spitzer: 2015 hat in der Verwaltung ein Umdenken begonnen

Das Jahr 2015 war mit dem Anstieg der Flüchtlingszahlen für die Verwaltung der Stadt Hildesheim ein starker Einschnitt und gleichzeitig ein Wendepunkt. So fasst Hildesheims Sozialdezernent Malte Spitzer die damalige Situation zusammen. „Das hat in unserem Haus ein Umdenken in Gang gesetzt. Die Frage lautet: Wie organisieren wir künftig das Zusammenleben?“

Gründend wurde eine Stabsstelle Migration und Inklusion, die von Sonja Wutke geleitet wird. Unter Spitzer

wurde der Ausbau der Kitas forciert. Ein wichtiger Baustein für das Sprachenlernen und auch für das Sozialverhalten. Die Stadt hat schnell alle Ressourcen Hildesheims bündeln können: Die VHS hat nicht nur mehr Sprachkurse als sie offiziell genehmigt bekam. Leiterin Margitta Rudolph hat die Spendenrommel gerührt – mit großem Erfolg. Ehrenamtliche wie der Verein Flux haben schnell Hausaufgabenhilfen und anderes ins Leben gerufen, Uni-Lehramtsstudenten haben Sprachlernprojekte

angeschoben. Mit dem Verein Asyl e. V. gab es in Hildesheim einen starken Partner, um den Menschen aus den Fluchtregionen auch muttersprachlich zu helfen. „Es ist gut, wenn es Fördermittel für Projekte gibt“, sagt Spitzer, „es ist erheblich wirksamer, wenn die bestehenden Systeme wie Kita und Schule ausgebaut werden.“ Die Hildesheimer Bürgergesellschaft habe es möglich gemacht, dass die Migrationsarbeit in der Stadt so „geräuschlos gelingen konnte“, sagt Spitzer. Das

bestätigt Wutke: „Bei der Stadt gab es kaum Anrufe mit Beschwerden.“

Hinzu kommt, dass das Hildesheimer Modell, die Flüchtlinge möglichst schnell in Wohnungen statt in Sammelunterkünften unterzubringen, dazu beigetragen hat. Netzwerke auch in der Nachbarschaft entstehen zu lassen. Am Anfang ging es um die Existenz, dann um die Teilhabe an Bildung, Arbeit und Gesellschaft. Das wird noch dauern, sagt Spitzer. „Migrationspolitik braucht einen langen Atem.“